

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 6

Artikel: Zeitlose Gesellen [Fortsetzung folgt]
Autor: Lorenz, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZEITLOSE GESELLEN

Der Frühlingssturm singt im Rauchfang und die alten Fichten vorm Fenster meines Arbeitszimmers winken aufgeregt mit ihren Armen und rauschen. Und plötzlich schiessen von oben her ein Dutzend schwarze, tropfen- oder stromlinienförmige Projektile in das Stück Wolkenhimmel, das im Rahmen meines Fensters steht. Schwer wie Steine fallen sie herab, fallen bis dicht über die Wipfel der Bäume, erhalten unversehens grosse schwarze Flügel, werden Vögel, leichte Flederwische, die der Sturm packt, emporreisst und aus meinem Gesichtsfeld fegt.

Ich trete ans Fenster, um das einzigartige Spiel zu sehen, das die Dohlen mit dem Sturme spielen.

Spiel? Ja, Spiel im engsten Sinne des Wortes: gekonnte Bewegung, die um ihrer selbst willen, nicht aber im Dienste einer Zweckstrebung ausgeführt und genossen wird. Wohlgemerkt: erlernte Bewegung, nicht instinktmässig angeborene! Denn gerade das, was die Vögel hier üben, die Ausnutzung des Windes, die exakte Abschätzung der Entfernungen, vor allem aber die Kenntnis der lokalen Windverhältnisse und aller Stellen, an denen bei gerade dieser Windrichtung Aufwinde, Luftlöcher oder Wirbel sind, all dies ist nicht ererbtes Gut, sondern individuell erworbenes.

Und was treiben die Dohlen nicht alles mit dem Winde! Auf den ersten Blick scheint es, als spiele der Wind mit den Vögeln wie die Katze mit der Maus. Aber die Rollen sind vertauscht: die Vögel spielen mit dem Sturm. Beinahe, immer nur beinahe lassen sie dem Sturm seinen Willen, lassen sich vom Aufwind hoch, hoch in den Himmel werfen, sie scheinen dabei nach oben zu fallen — und dann drehen sie sich mit einer lässigen kleinen Bewegung des einen Flügels auf den Rücken, öffnen die Tragflächen für den Bruchteil einer Sekunde von unten her gegen den Wind, stürzen mit einem Vielfachen der freien Fallbeschleunigung nach unten, drehen sich mit einer ebenso winzigen Flügelbewegung wie vorher wieder in die normale Lage zurück und schiessen nun mit fast völlig geschlossenen Schwingen in rasender Fahrt gegen den Sturm, der sie nach Osten blasen will, hunderte Meter nach Westen davon. Das kostet die Vö-

gel keine Kraft, der blinde Riese selbst muss die Arbeit leisten, die nötig ist, um den Vogelkörper mit weit mehr als hundert Stundenkilometer Geschwindigkeit durch die Luft zu treiben, die Dohle selbst hat nichts dazu beigetragen, nur zwei oder drei lässige, kaum merkbare Stellungsveränderungen ihrer schwarzen Schwingen. Souveräne Beherrschung roher Gewalt, berauscher Triumph des lebendigen Organismus über die elementaren Kräfte des Anorganischen!

Vierundzwanzig Jahre sind vergangen, seit die erste Dohle so um die Giebel von Altenberg flog, seit ich mein Herz an die Vögel mit den silbernen Augen verlor. Und wie es so häufig mit den grossen Lieben unseres Lebens bestellt ist, dachte ich mir gar nichts besonderes dabei, als ich meine erste junge Dohle kennenlernte. Sie sass in Rosalia Bongars Tierhandlung, in der ich seit nunmehr vierzig Jahren Stammkunde bin, in einem ziemlich finsternen Käfig, und wurde für genau vier Schilling mein. Ich kaufte sie nicht aus wissenschaftlichen Erwägungen, sondern nur, weil mich eben die Lust ankam, den grossen, roten, gelb umrandeten Sperr-Rachen des Jungvogels mit gutem Futter zu stopfen. War er erst einmal selbständig geworden, wollte ich den Vogel wieder ziehen lassen. Das habe ich dann auch wirklich getan, aber mit dem nicht erwarteten Erfolg, dass noch heute die Dohlen unter unserem Dache brüten. Noch nie ist mir ein Akt des Mitleids mit einem Tiere so gelohnt worden.

Wenige Vögel, ja überhaupt wenige höhere Tiere (die staatenbildenden Insekten stehen auf einem anderen Blatt) haben ein so hoch entwickeltes Familien- und Gesellschaftsleben wie die Dohlen. Deshalb sind auch nur wenige Tierkinder so rührend hilflos und hängen dem Pfleger so reizend an wie junge Dohlen.

Als die Kiele ihres Grossgefieders verhornt und meine Dohle voll flugfähig war, zeigte sie eine geradezu kindliche Anhänglichkeit an meine Person. Sie flog mir im Hause von Zimmer zu Zimmer nach, und musste ich sie einmal, notgedrungen, allein lassen, rief sie verzweifelt ihren Ruf: «Tschok». Diesen Ruf erhielt sie denn auch zum

Namen. Daraus erwuchs die Tradition, alle einzeln aufgezogenen Jungvögel nach ihrem Lockruf zu benennen.

Ein Dohlenkind, das mit seiner ganzen jugendlichen Anhänglichkeit dem Pfleger verbunden ist, bringt natürlich auch dem wissenschaftlichen Interesse viel Gewinn. Man kann mit dem Vogel ins

mir galt, trat doch das Triebhafte, ja geradezu Reflex-Aehnliche seines Nachfolgens oft in höchst merkwürdiger Weise zutage: ging jemand sehr viel schneller als ich es im Augenblick tat, und überholte er mich dadurch, so verliess mich die Dohle regelmässig und schloss sich dem Fremden an. Allerdings merkte sie bald ihren «Irrtum» und



Das Dohlenmännchen bringt Futter im Kehlsack

Photo Dr. D. Zimmermann, Zürich

Freie gehen, kann seinen Flug, seinen Nahrungserwerb, kurz, alle seine Verhaltensweisen in völlig natürlicher Umgebung, uneingeengt vom Gitter des Käfigs und doch aus nächster Nähe, studieren. Ich glaube nicht, dass ich von einem anderen Tier so viel und so wesentliches gelernt habe wie im Sommer 1925 von Tschok.

Es lag wohl an meiner Nachahmung des Dohlenrufes, dass Tschok mich sehr bald allen anderen Menschen vorzog. Fliegend begleitete er mich auf weiten Wanderungen, ja selbst auf Radtouren, treu wie ein Hund. Obwohl er mich zweifellos persönlich kannte, seine Anhänglichkeit eindeutig nur

kehrte zu mir zurück; mit zunehmendem Alter trat dann diese Korrektur immer rascher ein. Aber ein kleiner Start, eine Intentionsbewegung, dem, der schneller ging, zu folgen, war auch später noch oft zu bemerken.

In einen viel stärkeren Seelenkonflikt aber geriet Tschok, flogen vor uns eine oder gar mehrere Krähen auf. Der Anblick eines schlagenden schwarzen Flügelpaares, das sich rasch entfernt, löst in einer jungen Dohle zwangsläufig den übermächtig starken Trieb aus, hinterher zu fliegen. Tschok konnte nicht widerstehen und hat auch aus trüben Erfahrungen in diesem Punkte nichts gelernt. Denn

hinter jeder Krähe sauste er blindlings her und wurde auf diese Weise oft von einem Krähentrupp so weit entführt, dass er um ein Haar verloren gegangen wäre.

Eigenartig war sein Verhalten, wenn die Krähen landeten. In dem Augenblick, da sie nicht mehr flogen, der Zauber des schlagenden schwarzen Flügelpaares also nicht mehr wirkte, fühlte sich Tschok vereinsamt und begann mit dem besonderen Jammerruf nach mir zu rufen, mit dem eine verlorengegangene junge Dohle nach ihren Eltern ruft. Sobald er meinen antwortenden Ruf hörte, flog er auf und nach mir hin, und zwar so energisch, dass er sehr häufig nun seinerseits die Krähen mitriss und an der Spitze des ganzen Trupps auf mich zugeflogen kam. In solchen Fällen musste ich mich den Krähen schon von weitem bemerkbar machen, sonst trat eine andere Komplikation ein. Sie kamen nämlich anfangs, ehe ich diese Gefahr kannte, hinter der Dohle her und ganz nahe an mich heran, ohne mich zu bemerken. Wurden sie schliesslich meiner ansichtig, erschrecken sie heftig und stoben in solcher Panik davon, dass Tschok, angesteckt vom allgemeinen Schrecken, wiederum mitgerissen wurde.

In allen sozialen Verhaltensweisen, deren Gegenstand durch individuelle Erfahrung festgelegt wird, war Tschok also auf den Menschen eingestellt. Wie Kiplings Mowgli sich als Wolf bezeichnete, so würde Tschok, hätte er sprechen können, sich gewiss als Menschen bezeichnet haben. Nur das Signal des schlagenden schwarzen Flügelpaares wird angeborenermassen verstanden: «Flieg mit!» Man kann, etwas vermenschlichend, sagen: solange Tschok zu Fuss ging, hielt er sich für einen Menschen, flog er aber auf, betrachtete er sich als Nebelkrähe, denn sie war es, deren schwarze schlagende Flügelpaare er als erste kennenlernte.

Als in Rudyard Kipling's Mowgli die Liebe erwachte, zwang ihn die Allgewalt des Triebes seine Wolfsbrüder zu verlassen und zu den Menschen zurückzukehren. Wahrscheinlich hat der Dichter recht: wir haben nämlich gute Gründe, anzunehmen, dass beim Menschen und bei der grossen

Mehrzahl aller Säugetiere das Objekt der geschlechtlichen Liebe durch untrügliche ererbte Zeichen erkannt wird. Anders bei den Vögeln! Allein aufgezogene Vögel nämlich, die nie ihresgleichen erblickt haben, «wissen» in den meisten Fällen gar nicht, zu welcher Art sie gehören, das heisst, ihr Geselligkeitstrieb und ihre geschlechtliche Liebe richten sich auf jene Lebewesen, mit denen sie zu gewissen, prägsamen Phasen ihrer Jugendentwicklung zusammengewesen sind; in den meisten Fällen daher auf den Menschen. Da können dann durch entsprechende Umstände alle möglichen Verirrungen zustandekommen. Eine weibliche Hausgans beispielsweise, die ich derzeit besitze, hat als einziges von sechs Gänsekindern eine Infektion mit Geflügeltuberkulose überstanden und ist in der ausschliesslichen Gesellschaft von Haushühnern aufgewachsen. Obwohl wir ihr rechtzeitig einen wunderschönen Gänserich gekauft haben, hat sie sich unsterblich in unseren Rhodeländer-Hahn verliebt und überhäufte ihn mit Liebesanträgen, ohne sich im geringsten um die Bewerbungen des Gänserichs zu kümmern.

Ein geradezu tragikomischer Fall derselben Erscheinung betraf einen weissen Pfauhahn des Schönbrunner Tiergartens. Als ebenfalls letzten Ueberlebenden einer früh geschlüpften und von von schlechtem Wetter vernichteten Pfauenbrut, brachte man ihn in den wärmsten Raum, der damals, in der Zeit nach dem ersten Weltkriege, zur Verfügung stand, nämlich zu den — Riesenschildkröten. Dieser unglückliche Vogel balzte späterhin sein ganzes Leben hindurch nur vor Riesenschildkröten und blieb blind und taub für die Reize der schönsten Pfauenhennen! Es ist typisch für diesen merkwürdigen Vorgang der Fixierung des Triebens an ein bestimmtes Objekt, dass sie nicht rückgängig gemacht werden kann.

(Fortsetzung folgt)

Aus dem Buch «Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen», von Konrad Lorenz. Verlag Dr. G. Borotha-Scheler, Wien.

(Die Photos stammen aus dem «Ornithologischen Beobachter».)

